

AUF ALLEN MEEREN PRESSESTIMMEN

Kiss me, Kiev

Die *Kiev* ist ein Flugzeugträger, monumental, aber in schlechtem Zustand. Einst hat das Schiff der sowjetischen Kriegsmarine gedient, nun werden in ihm nur noch Geschichte und Geschichten aufbewahrt: die bitteren Erinnerungen derer, die mit ihm unterwegs waren. Filmemacher Johannes Holzhausen hat, während der vergangenen fünf Jahre, viele Monate auf der Kiev verbracht und unter anderem ihre letzte Reise mitgemacht: den langen Weg nach China, wo das Schiff endgültig vor Anker gehen und zum Vergnügungspark umgebaut werden soll. Der Dokumentarfilm „Auf allen Meeren“ setzt sich anhand dieses Motivs mit den Folgen des Untergangs des sowjetischen Reiches auseinander. Nichts liegt Holzhausen ferner, als aus dem Stoff einen Thesenfilm zu fabrizieren: Er geht vielmehr von der Atmosphäre an seinem Hauptschauplatz aus, lässt sich von der Kiev selbst inspirieren, die er mit musikalischem und visuellem Raffinement (Kamera: Joerg Burger; *sound design*: Michael Palm) als Geisterschiff, als auratischen Ort, als letzte Projektionsfläche der zerbrochenen Utopien seiner Betreiber darstellt. Melancholie liegt in den Wohnräumen und über den Menschen, die ihre Kiev verschwinden sehen, der leere Blick der ehemals stolzen Offiziere und Arbeiter durchdringt diesen Film. Wenn Österreichs neues Kino als überregionale, als internationale Kunst verstehen will, so macht ihm „Auf allen Meeren“ jedenfalls Ehre.
Stefan Grissemann, Profil

Auf allen Meeren

Eine Glocke ohne Klöppel ist ein Stück Altmetall, denn sie vermag nicht mehr, wofür sie gemacht wurde. In der ersten Einstellung von AUF ALLEN MEEREN sehen wir eine solche Glocke. Verlassen hängt sie an einem Holzgerüst hoch über dem Meer, und ein paar Kinder bewerfen sie mit Steinen. Was wir hören ist zwar kein Läuten, aber ein Tönen, wie ein Nachhall dessen, was einmal war.

Wenn der Dokumentarfilm AUF ALLEN MEEREN nach diesem Prolog beginnt, die Geschichte des ersten sowjetischen Flugzeugträgers „Kiew“ zu erzählen, dann ist ihm vor allem an diesem Moment des „Nachhalls“ gelegen. Im Anschluss an Interviews mit Angehörigen der ehemaligen Schiffsbesatzung, an Szenen alter Wochenschauen und Amateurvideos aus seetüchtigen Tagen, kehrt der Film immer wieder zum Schiffskörper zurück. Dann verharrt die Kamera ganz einfach auf dem rostigen Deck, als wolle sie uns Gelegenheit geben, die Resonanz des soeben Gehörten am Eisen selbst zu prüfen – und tatsächlich nehmen wir ein entferntes Tönen und Ächzen (von Sounddesigner Michael

Palm elektronisch verstärkte Eigengeräusche des Schiffsmetalls) wahr. Es gibt nicht nur die Vergangenheit und das Jetzt, sondern einen Zusammenklang.

„Die Kiew war ein Glücksschiff. Wir haben nur zwei Piloten verloren“, sagt ein ehemaliger Marinesoldat. Und ein anderer zitiert einen damaligen Vorgesetzten zum Thema Atomtorpedos: „Wenn es nötig ist, bringen wir das Weltmeer zum Kochen.“ Das Glücksschiff und die todbringende Waffe. Flugzeugträger und Hoffnungsträger. Technische und zeitliche Daten – wie viel? wie groß? wie schnell? wie gefährlich? – sind gar nicht so wichtig; wichtig ist das, wofür sie stehen. Somit verweigert sich AUF ALLEN MEEREN jenem reportagehaften Ansatz komplett, der sich bei einem solchen Thema der Gegensätze fast aufgedrängt hätte. Stattdessen darf sich das Kriegsschiff ebenso als Fiktion darstellen, wie es der Kriegseinsatz und der westliche Feind für seine Besatzung geblieben sind, und gibt auf diese Art letztlich mehr von seinem wahren Wesen preis, als es in der konventionellen Faktensammlung gelungen wäre. AUF ALLEN MEEREN ist eine ebenso kluge wie subtile Abhandlung über Ideologien und politische Systeme, die in Sinnbildern gerinnen, sowie über die Idee des Krieges als Konzentrat jedes nationalen Denkens. Nebenher wird ein Märchen erzählt, Hauffs Gespensterschiff, in gefundenen Bildern. Ein wunderschöner Film.

Maya McKechney, RAY

Eintauchen in die Rostmoderne

Der Wiener Regisseur Johannes Holzhausen folgt einem alten sowjetischen Kriegsschiff auf seiner letzten Fahrt und ehemaligen Seemännern bei ihren Erinnerungen. „Auf allen Meeren“ sucht, träumt und schreibt Geschichte, von der Wracks und Kitsch geblieben sind.

In der Grauzone zwischen Zeitgeschichtsschreibung und kulturellem Gedächtnis, die das Fernsehen mit alten Schwarzweiß- und das Kino mit neuen Farbbildern bespielt, markiert die Titanic-Katastrophe von 1912 eine Art Auftakt zum 20. Jahrhundert: Als (touristische) Mobilisierung euphorischer Massen auf technischer Basis, die ins Massensterben führt, als solchermaßen „antizipierter Erster Weltkrieg“ verkörpert sie den traumatisierenden Griff der Modernisierung nach dem kollektiven Leben. Der jüngste Titanic-Spielfilm macht deutlich, wie sich ein „altes Schiff“ als medienkultureller Gedächtnis-Ort inszenieren lässt: Er stellt der Rekonstruktion einstiger Lebendigkeit, dem Schiff als bewegtem Ort vitalen menschlichen Treibens, ein totes Wrack als Bild ultimativer Vergänglichkeit gegenüber. Wie „Titanic“ findet auch das populäre Geschichtsfernsehen, zumal in zahllosen Dokus zum Zweiten Weltkrieg, Zugang zur Vergangenheit durch ein veritables „Going down in history“: Pearl Harbor, Seeschlachten oder der U-Boot-Krieg sind dankbare Themen, weil sie ein plastisches Bild für die Bergung von Erinnerungsschätzen aus den Tiefen der Zeit nahe legen - die Tauchfahrt zu einem gesunkenen Wrack als Standardmotiv medialer Geschichtsaneignung.

Vor diesem Hintergrund erscheint Johannes Holzhausens Dokumentarfilm „Auf allen Meeren“ als geglückter Versuch, gerade auf dem Topos der „Schiffsruine“ andere, unerwartete Beziehungen zwischen toter Geschichte und gelebtem Gedächtnis - nautisch gesagt - auszuloten. Es geht um ein altes Wrack, und zu Beginn spricht ein Taucher zu uns. Nicht das Schiff, nur die Welt, zu der es gehörte,

ist versunken; der Taucher diente früher auf der Kiev, dem Stolz der sowjetischen Nordmeerflotte. „Ein totes Schiff“ sei sie nun, sagt er; elegische Kamerafahrten zeigen den ausrangierten Flugzeugträger in trostlosem Rost. „Auf allen Meeren“ ist Archäologie im Geschichtsmüll; sie führt von der faszinierenden Körperlichkeit des Wracks, von Ablagerungen, bröckelnden Lack- und nagenden Rostschichten nicht zum prallen Leben des Schiffs, sondern zur Immaterialität von Gedächtnisschichten und abgelagerten Bildern einer einstigen Faszination.

Ein Schiff auf dem Müllhaufen der Geschichte? Eher ist das Schiff der Müllhaufen, auf dem die Geschichte liegt - jene der UdSSR nämlich, also Geschichte schlechthin, eine uns gerade noch halbwegs vertraute Geschichte im überholten Sinn der Fortschrittserzählung. Die Sowjetunion als Motor historischer Prozesse, Geschichte als Sache modernistischer Erneuerungsprojekte, staatlicher Diktatur und eines auf allen Meeren ausgetragenen (Kalten) Kriegs der Systeme - dies alles starrt uns aus dem Wrack heraus unverwandt an. Was bleibt, was uns nachempfindbar bleibt, ist die Sedimentierung realsozialistischer Glücksversprechen zum Traum; von der technisch-industriellen Glanzleistung namens Kiev weht noch ein Hauch von Luxus ins Heute herüber. Im Vorspann - Bilder einer Wochenschau von 1972 - erscheint der "Flugzeuge tragende Kreuzer Kiev" unversehens als Kreuzfahrtschiff, samt opulenter Tafel in der Wohnlandschaft des Speisesaals; eine auf der Kiev gedrehte alte Spielfilmszene mit einem Chor Rouge-wangiger Mädchen und gaffenden Matrosen zeigt das Kriegsschiff als erotische Wundermaschine.

Der Kitsch einer (wenn auch planwirtschaftlichen) Konsumkultur, das Styling von Alltagsbehübschung: Solche Anblicke machen die Vergangenheit der einstmals anderen Welthälfte nachvollziehbar für unsere retro-ästhetische Sicht, die der Film anstachelt, ohne sie zu bedienen. Ziergegenstände kommen ins Bild: eine Fahne oder ein Teeservice von der Kiev, Schiffsmodelle, die Ölschinken eines „Marine-Malers“. An ihnen haften Erinnerungen und Gefühle der Männer, die von ihrer Zeit auf dem Schiff erzählen. „Auf allen Meeren“ dokumentiert nicht Realität (Dauer einer Erfahrung im Raum) und vergegenwärtigt keine Vergangenheit; es geht um die Bildung und Erhaltung von Gedächtnis. Erzählungen, Gesten und Alltagsfragmente ehemaliger Techniker und Offiziere der Kiev brechen zu Zeitreisen auf. Der allegorische Blick des Films zeigt dingfest gemachte Zeit: ein Fotoalbum, eine Wanduhr, an deren Zeigern ein Ex-Kapitän linkisch hantiert, eine große Glocke am Strand. Im Mystischen, Märchenhaften gedeiht die Erinnerung am besten (wie schwer politische Geschichte zu erzählen ist, wird klar, als der Ex-Kapitän dies versucht): „Es war einmal ein riesengroßes Kriegsschiff“, sagt ein Vater zum Sohn; ein Ex-Sanitäter deliriert über seine spirituelle Erweckung an Bord der Kiev. Hallendes Sound-Design spukt im Wrack und in Archivbildern des Schiffs.

Von seiner thematischen Fokussierung aus entfaltet „Auf allen Meeren“ eine reiche Textur aus heterogenen Strängen und Facetten: ein "Road"-Movie der letzten Reise der Kiev (im Schlepptau eines chinesischen Schiffs); ein Essay, der „found footage“ von der Kiev recycelt (Wochenschau- und Spielfilm-Material, Amateurfilme der Besatzung, TV-Nachrichten von heute); eine Studie über die Hinfälligkeit heroischer Männlichkeitsentwürfe. Seine Frau sei heute noch stolz auf ihn, erzählt der Ex-Kapitän, der dem Wasser treu geblieben ist - beim Blumengießen und bei seinem neuen Job als Bademeister. Am Strand beklagt er seine der Kiev geopferten besten Jahre und blickt versonnen zur Seite; ein nur scheinbar beiläufiger Schnitt zeigt die Luxuskörper badender

Teenies. Gegen Ende tritt ein anderer Teenager in die Marine-Akademie ein: Der Drill werde ihn zum Mann machen, schwärmt ein ramponierter Ex-Offizier der Kiev, während eine Frau im Vorbeigehen meint, er werde von der Verpflegung ein Magengeschwür bekommen. Auf der Akademie krächzt ein Schüler seinen Kameraden ein strammes Lied vor, das davon handelt, dass er den Krieg nur aus Erzählungen seines Vaters kennt; die Szenerie öffnet sich auf unsoldatische Assoziationen hin: Die Uniformen der Jungmatrosen wirken wie schlecht sitzende alte Kostüme, erinnern gar an die Wiener Sängerknaben - oder an die Wochenschauszene, in der Parteichef Breschnjew sich beim Stapellauf der Kiev eine Matrosenmütze aufsetzte.

Nicht zuletzt handelt „Auf allen Meeren“ vom (falsch) Singen. Dem Mädchenchor auf Deck, dem Liederabend in der Wohnung eines Ex-Technikers, dem Kirchengesang des Ex-Sanitäters und den Sängerknaben folgt die Besatzung des chinesischen Schleppers: Ihr Karaoke-Chor grölt dem Schiff ein Abschiedslied im Sonnenuntergang. Abblende. Ende? Nein, erst zeigt ein Epilog lapidar, was der Kiev in China blüht; ihr Schwesterschiff, die Minsk, ist schon dort. Die Chinesen würden russische Wracks zum Bau neuer Flugzeugträger ausschachten, wurde zu Filmbeginn spekuliert; die Kiev würde zu Nägeln verschrottet, hieß es später. Aber wahrscheinlicher als eine großmachtpolitische oder industrielle Zukunft ist ein Schicksal als History-Land nach Art des chinesischen Freizeitparks namens Minsk-World. Die Geschichte endet mit einer Wiederbelebung, die so herzzereißend ist wie der Schluss von „Titanic“. Im Rückblick auf die einstige Größe der Sowjetmacht kommt eine Melancholie auf, die nur der Schein ästhetischer Distanz erlaubt. Über den Film selbst jedoch lässt sich am Ende reinen Herzens empfinden: Schade, dass es schon vorbei ist.

FALTER

Nostalgische Wahrheit ohne Ironie

Erinnerungen der ehemaligen Kiev-Besatzung: Johannes Holzhausens Dokumentarfilm "Auf allen Meeren"

Von altem Metall geht ein seltsamer Reiz aus. Noch dazu, wenn es sich um ein Schiff handelt. Das konnte im Kleinen bemerken, wer einmal auf der MS Stubnitz eine Nacht verbracht hat, wenn sie in Hamburg vor Anker lag. Gewöhnliche Konzerte oder Partys mit DJs, die regelmäßig auch an anderen Orten der Stadt auflegen, bekamen da plötzlich eine eigentümliche Aura, als klebe an den metallenen Wänden des alten Schiffs die Erinnerung an eine für jeden Einzelnen beliebige Vergangenheit. Und ständig will man an Teilen des Schiffs herumklopfen, wie um sich von der Echtheit dessen zu überzeugen, was man ihm anhängt. Die Beschaffenheit der Projektionen, die sich mit der ausgemusterten Kiev verbinden, mit dem größten Überwasserschiff der sowjetischen Kriegsmarine, hat Johannes Holzhausen in seinem Dokumentarfilm Auf allen Meeren sondiert.

Mehr als fünf Jahre lang hat das Team des Wiener Flugzeugträgers begleitet. Einst das Renommee-Objekt des Militärs der UDSSR, lag die Kiev in den 90ern nur noch bei Murmansk vor Anker, vom Kapitän und einer reduzierten Mannschaft notdürftig gewartet. Es war die Zeit, wie einer ihrer Ex-Kommandanten in die Kamera erzählt, als das "ökonomische Chaos" losging. Zahlreiche andere Kriegsschiffe der Sowjet-Marine

waren aus Geldmangel bereits verkauft, die meisten zur Verschrottung nach China. Um 1995 wurde auch die Kiev zum Verkauf angeboten, wieder interessierten sich die Chinesen: Sie wollten an die erfolgreiche Umwandlung der Murmansk zum größten Themenpark der Nation mit einem noch größeren Projekt anschließen. Holzhausen zeigt zwar - unterstützt durch Archivmaterial und illegal entstandene Laienfilme - ausgiebig das Schiff, von der Taufe durch Breschnew über seinen Verfall bis zur Reise nach China. Doch vor allem ist es ihm der Resonanzboden für die Erinnerungen ehemaliger Besatzungsmitglieder. Und die schwärmen ausnahmslos noch heute von seinem vergangenen Glanz. Heute sind sie Bauern, Oberstrandwächter oder Angehörige des Militärs der Einzelstaaten, in die das Sowjet-Imperium zerfallen ist. Nicht eine politische Überzeugung, vielmehr die empfundene Bedeutungslosigkeit ihres Tuns heute, ihre Armut und die Überzeugung, dass es ihnen im Sozialismus besser ging, lassen sie ausgiebig im Vergangenen schwelgen. Auf allen Meeren nimmt nicht einfach Ewiggestrige in den Blick, sondern die komplizierte psychische Verfassung von Menschen, denen der Staat einmal eine Verantwortung übergeben, aber auch wieder genommen hat. Der vielleicht klügste Schachzug des Films: Er spürt die Autoritätsfixierung, ohne die das nicht möglich gewesen wäre, auch in der postsowjetischen Gesellschaft auf. Auf Off-Kommentare verzichtet der Film ebenso wie auf ironisierende Gesten à la Russendisko oder Felix Kubin. Völlig ohne Augenzwinkern werden hier Leute beim inbrünstigen Singen alter sowjetischer Lieder gezeigt: Es ist ihre nostalgische Wahrheit. Ihre Trauer über das "Ende der Geschichte" wird uns nicht zur Belustigung vorgeführt, sondern zum Begreifen. Die restlichen Töne des Films sind vom Sounddesigner Michael Palm bearbeitete Geräusche der Kiev selbst: verzerrtes und verstärktes Ächzen und Stöhnen des Materials, Klopfen an dem verrostenden Metall, aus dem das geisterhafte Schiff beschaffen ist.

Christiane Müller-Lobeck, TAZ

Ein Schiff wird kommen: Vom Atomsprengkopf zur Operettenuniform

„Auf allen Meeren“, Johannes Holzhausens Dokumentarfilm über das Schicksal der „Kiev“ und die bitter-nostalgischen Erinnerungen seiner ehemaligen Besatzung.

Eigentlich ein Grund zur Freude: 1994 wird das Flaggschiff der sowjetischen Nordmeerflotte, die „Kiev“, endgültig abgerüstet und bei Murmansk vor Anker gelegt; für immer, wie es scheint. Die einstmals stolzen (und gut besoldeten) Marineoffiziere, die auf dem Flugzeugträger ihren Dienst versahen, stehen jedoch nach dem Zerfall der UdSSR praktisch vor dem Nichts. In „Auf allen Meeren“ erzählen sie ihre Geschichten vom Krieg, der nie stattgefunden hat, und dem zumeist tristen Leben danach, während die „Kiev“ ohne sie die letzte Fahrt antritt – nach endlosen Verhandlungen kauft die Volksrepublik China den 350 Meter langen schwimmenden Schrotthaufen. Ein vergleichsweise winzig wirkender Schlepper zieht den ausgeschlachteten Riesen über den Atlantik gemächlich nach Tianjin bei Peking, wo schon die „Minsk“, das kleine Schwesterschiff der „Kiev“, eine letzte Heimat gefunden hat. Als schwimmender Vergnügungspark „Minsk World“ birgt sie nun eine Amüsiermeile statt atomarer Bedrohung im Rumpf: Im flackernden Schein unzähliger bunter Neonleuchten fordern

junge, geschäftstüchtige Chinesinnen in Operettenuniformen Heerscharen
vergnügungssüchtiger Touristen zum „Essen, Übernachten, Spazieren, Spielen und
Einkaufen“ auf.

Einige der Marinesoldaten a. D. hegen trotz offensichtlicher Verbitterung durchaus
nostalgische Gefühle für die „Kiev“: Der ehemalige Kommandant, der nach seinem
Wechsel ins zivile Leben bloß als Bademeister im Strandbad untergekommen ist und nun
mit herzerreißendem Gleichmut die Zeiger stehengebliebener Uhren auf den schäbigen
Umkleidekabinen nachjustiert, hütet das mit goldenem Schiffsnamen verzierte
Kaffeeservice wie seinen Augapfel. Andere, wie der einstige schiffstechnische
Betriebsleiter Sergej Chervonnyi, für den die eigentliche Bedrohung des Kalten Krieges
nicht so sehr vom Feind ausging, sondern vielmehr von den Konstruktionsfehlern der
„Kiev“, schildern achselzuckend Probleme der Existenzsicherung nach dem
Zusammenbruch der Sowjetunion: Nachdem Chervonnyi die Bitte um Aufnahme in eine
Kommission stellte, bekam er zu hören, daß er doch besser Landwirt werden solle,
„einem Gebiet von dem er und seine Kollegen sehr viel verstanden, da sie ja ihr Leben
lang auf dem Schiff mit Landwirtschaft zu tun hatten“, wie er mit hilfloser Ironie
anmerkt. Schweren Herzens leistete er statt dessen gezwungenermaßen ein zweites Mal
den militärischen Eid – diesmal auf die Streitkräfte der Ukraine.

Zu den atmosphärischen Bildern Joerg Burgers gesellten sich fremde Aufnahmen;
Chervonnyis vom Zahn der Zeit angenagte Amateurfilme werden anderem, streckenweise
recht kurioseem Archivmaterial zur Seite gestellt: da tut sich plötzlich eine Luke am Deck
des Flugzeugträgers auf und entläßt einen in folkloristische Gewänder gekleideten
Damenchor, der – unter den begehrlchen Blicken der Männer in Sonntagsuniform – die
Zeilen „In der Frühlingsnacht, in der Sommernacht, in der Herbstnacht, in der
Winternacht: Ich flehe dich an, denk an mich“ zum besten gibt. Überhaupt wird viel
gesungen in Holzhausens Film: Die sympathisch-lässige Besatzung des chinesischen
Schiffs, das die „Kiev“ im Schlepptau hat, fällt sich während dem obligatorischen
Karaoke zu Tränen gerührt in die Arme; andernorts werden Armeekadetten dazu
angehalten, einem blutjungen Gefreiten zu lauschen, der von einem fürchterlich
verstimmten Klavier begleitet wird. Voller Inbrunst intoniert er: „Ich träume vom Krieg:
Von Schreien, Explosionen, Kanonen“.

Die Angst vor der ehemaligen atomaren Bewaffnung der „Kiev“, die gegebenenfalls „das
Weltmeer zum Kochen“ bringen konnte, ist der Besorgnis der norwegischen
Küstenwache gewichen, das Gespensterschiff könne im turmhohen Wellengang vor ihrer
Küste absaufen, wie schon andere abgewrackte Kreuzer, die von den Russen als
Altmetall verscherbelt wurden. Die chinesische Crew nimmt es gelassen: Der
Steuermann entledigt sich seiner Plastikbadeschlapfen, die ihn beim rauen Seegang von
einer Seite der Brücke zur anderen rutschen lassen, als stünde er auf blankem Eis. Dann
steht er grinsend und wie angeklebt da – der erste Sturm scheint bezwungen. Die Fahrt
nach Hause aber ist noch lange nicht zu Ende.

Georg Wasner, Die Presse

Weltmacht über Bord

Der österreichische Dokumentarfilm „Auf allen Meeren“ von Johannes Holzhausen begleitet den sowjetischen Flugzeugträger „Kiew“ auf seiner Fahrt ins Ausgedinge.

Wien – Der Blick ins Innere, in den Bauch des Schiffes, fällt trostlos aus. In großräumigen leer stehenden Hallen fegen zwei Matrosen den Boden. An den Wänden nagt der Rost, und der Kapitän sitzt in seinem Büro, schnitzt und sägt seine nautischen Miniaturmodelle zurecht. Der Flugzeugträger „Kiew“, größtes und symbolträchtigstes Schiff der sowjetischen Flotte, hat ausgedient; seit 1994 harter er eines Käufers, der sich erst nach fünf Jahren in China fand.

So lange musste auch der österreichische Dokumentarfilmemacher Johannes Holzhausen warten, um die „Kiew“ auf ihrer letzten Fahrt zu begleiten. Die Reise gibt Auf allen Meeren jedoch nur den Rahmen vor, sie dient als Anlass einer Rückschau auf die Ära des Kalten Krieges – über Erinnerungen der auf dem Schiffe dienenden Soldaten.

Die erste Sequenz etabliert dabei die Lesart des Films, wenn ein Veteran seinem Sohn vom Schiff im Modus einer Legende berichtet. Holzhausen im Interview mit dem STANDARD: „Es geht nicht um objektive Geschichtsschreibung, sondern um individuelle Zugänge.“

Dabei wird deutlich, dass die „Kiew“ für alle Protagonisten Symbol einer überschaubaren Weltordnung war, in der man die eigene Funktion und das Feindbild kannte. Mit dem Zerfall der UdSSR wurde das Schiff auch Sinnbild für Risse in der eigenen Biografie. Holzhausens Interesse gilt vor allem den emotionalen Bindungen: Einige ehemalige Mannschaftsmitglieder horten noch heute Gegenstände aus dem Schiff wie Reliquien: vom Teeservice bis zur löchrigen Flagge, die ehrwürdig aufgerollt wird. Ein anderer ist, von einem transzendentalen Erlebnis zur See bekehrt, gleich Priester geworden. Das Sinndefizit in der neuen Zeit scheint groß, doch Holzhausen geht es weniger um eine politische Lesart als um ein existenzielles Phänomen: „Zum Zerfall der Sowjetunion hat ja jeder seine Theorie. Dieses Bewahrenwollen, oder dass sich Erinnerung über Gegenstände auflöst, ist dafür etwas Grundmenschliches. Es gibt keine Kontinuität für diese Leute, Erinnerung wird vielmehr zum Versuch die Löcher zu flicken, eine Kontinuität beweisen zu wollen, die gar nicht mehr da ist.“

Tönendes Geisterschiff

Die persönlichen Erinnerungen werden in Auf allen Meeren bildlich auf das Schiff übertragen. In Archivaufnahmen aus Wochenschauen, Schulungs- und privaten Super-8-Filmen erscheint es wieder geisterhaft belebt. Dazu ist auf der Tonebene ein beständiges Rumoren, eine Art Echo, zu vernehmen: „Das Lied der ‚Kiew‘“, wie es Holzhausen und sein Cutter und Sounddesigner Michael Palm nannten. „Wir haben lange nicht gewusst, wie wir mit dem Archivmaterial umgehen sollen. Das war oft so dominant und pathetisch, mit Off-Texten wie ‚Mutter, ich denke an die heimischen Birken, wenn ich die feindlichen Schiffe sehe‘. Wir mussten das Material verfremden, um es unterzuordnen, immer im Hinblick darauf, etwas von dieser Übermacht der Technologie zu zeigen, vom Verhältnis des Menschen zum Apparat. Der zweite Schritt war, mit dem Ton eine Waage zu finden: Da hatten wir die Idee, den Ton des Materials zu nehmen und keine eigene Musik.“

Gesungene Lieder sind dafür gleichsam das Requiem, das die „Kiew“ in ihre neue Bestimmung begleitet. Auf einer Militäarakademie singt ein Kadett noch vom Krieg, die nächste Strophe gehört schon den Chinesen, die sich bei der Überführung die Zeit mit Karaoke vertreiben. Die letzte Fahrt des Flugzeugträgers hat aber auch ein konkretes Ziel, weniger räumlich als zeitlich:

So kommt er diesmal nicht nur bloß in einem Hafen in China, sondern in der Ära des Spektakels an; lässt doch das Ende für die „Kiew“ ein ähnliches Weiterleben vermuten wie das ihrer Vorgängerin „Minsk“ – als historischer Themenpark für die letzte kommunistische Großmacht.

Dominik Kamalzadeh, Der Standard